



Brucher, Rauskala, Eidelpes, Braidt, Müller-Funk

Ein Zukunftsmodell?

Wissenschaft & Kunst interuniversitär

Gespräch mit Andrea B. Braidt, Rosemarie Brucher, Wolfgang Müller-Funk, Iris Rauskala, moderiert von Rosa Eidelpes

Rosa Eidelpes: In unserem Gespräch wollen wir uns der Frage widmen, welches Potenzial und welche Chancen in interuniversitären Kooperationen liegen, speziell zwischen Wissenschafts- und Kunstuniversitäten. Wissenschaftliche Forschung und die Universitäten in Österreich sind sehr erfolgreich: acht von ihnen haben es im Jahr 2019 in den QS World University Rankings unter die besten 59 geschafft, im renommierten Shanghai-Ranking waren sechs österreichische Universitäten unter den Top 500. Bildungsminister Heinz Faßmann hat in diesem Zusammenhang u.a. die hervorragende Leistung von Forschungsprojekten gelobt, die Kunst und Wissenschaft vernetzen und damit dazu beitragen, die

internationale Qualität des Wissenschafts- und Forschungsstandorts Österreich zu sichern. Frau Rauskala, wie bewerten Sie aus wissenschaftspolitischer Perspektive das Potenzial solcher Projekte der interuniversitären Vernetzung und Forschungs-kooperativen?

Iris Rauskala: Ich möchte aus der Perspektive des Wissenschafts- und Bildungsministeriums sprechen, weil wir nicht nur den Wissenschaftsstandort, Wirtschaftsstandort oder gesellschaftlichen Standort Österreich bei dieser Fragestellung betrachten sollten, sondern auch die Frage nach der Bildung miteinbeziehen müssen. Für den Wissenschaftsstandort selbst muss man nicht betonen, dass es mit rund einem Drittel Kunstuniversitäten und/oder

künstlerisch-musischen Universitäten unter den öffentlichen Universitäten wichtig ist, dass diese Universitäten auch in einem inter- und transdisziplinären Austausch mit wissenschaftlichen Universitäten stehen. Grundsätzlich sind die Zugänge von wissenschaftlicher und künstlerischer Forschung aber nicht so unterschiedlich. Im Vordergrund steht, dass man sich mit Neugierde einer Sache zuwendet, dass man mit dem derzeitigen Zustand der Welt oder der Sache, die man betrachtet, unzufrieden ist und dass man gerne dazu beitragen möchte, Neues zu entwickeln und entsprechende Impulse ins gesellschaftliche System weiterzugeben. In diesem Sinn spricht sehr viel dafür, dass man Wege der Verbindung sucht und mittels entsprechender Beanreizung unterstützt – erst recht in einer viel gepriesenen „Kulturnation“ wie Österreich. Wir wollen nicht in einem Museum landen, und dieses Bild möchten wir als Tourismus- oder Wirtschaftsnation auch nicht nach außen tragen. Die Sache wird erst lebendig und interessant, wenn sie sich weiterentwickelt.

Was hat das mit Bildung zu tun? Ich denke, wir tun im klassischen Bildungssystem derzeit noch zu wenig, um unsere Kinder frühzeitig darauf vorzubereiten, dass sich analytisches und kreatives Denken nicht ausschließen. Dabei sollten wir jedem jungen Menschen dabei helfen, die Welt möglichst umfassend zu sehen und sie nicht im Vorhinein zu beschränken. Wenn wir zu einem gelingenden Gemeinsamen und zu einer positiven Zukunft beitragen wollen, müssen wir es schaffen, dass wir unseren Schülerinnen und Schülern auch die Vorteile und Möglichkeiten, die die breitaufge-

stellte wissenschaftlich-künstlerische universitäre Landschaft in Österreich bietet, so früh wie möglich im Bildungssystem vermitteln.

Rosa Eidelpes: Frau Brucher, wo sehen Sie die Chancen einer solchen Vernetzung für das wissenschaftspolitische Profil und Forschungsprofil einer Kunstuniversität?

Rosemarie Brucher: Die MUK möchte sich in den kommenden Jahren als Kunstuniversität mit künstlerisch-wissenschaftlicher Forschung positionieren und Artistic Research zentral ausbauen. Deswegen haben wir auch bei der Reakkreditierung explizit formuliert, dass wir Kooperationen mit Universitäten außerhalb des Kunstsektors suchen. Es war kein Zufall, dass uns die Universität Wien begegnet ist. Das heißt, dass wir in den Kunstwissenschaften verankerte Wissenschaftler*innen unseres Hauses mit anderen Disziplinen und einem Haus, das einen anderen, aber ebenfalls aufgeschlossenen Forschungsbegriff hat, zusammenbringen wollen. Wir möchten solche Projekte langfristig fortführen – mit der Universität Wien und anderen Forschungseinrichtungen. Der Interuniversitäre Forschungsverbund Elfriede Jelinek ist in diesem Sinne exemplarisch für die Forschungsstrategie der MUK.

Rosa Eidelpes: Der Interuniversitäre Forschungsverbund Elfriede Jelinek sucht ganz bewusst die Kooperation mit Kunst- und Kulturinstitutionen in Wien und Österreich sowie international. Die Idee dahinter ist, dass wir über die fachspezifische und wissenschaftliche Diskussion hinaus ein breiteres Publikum adressieren, also in die außeruniversitäre Öffentlichkeit hineinwirken wollen. In der Vergangenheit

hat sich gezeigt, dass wir dabei durchaus erfolgreich sind. Meine Frage in dem Zusammenhang ist: Können Institutionen wie der Interuniversitäre Forschungsverbund durch die Verbindung von kultureller Öffentlichkeit und Wissenschaft dazu beitragen, akademische Forschung in einer breiteren Öffentlichkeit sichtbar zu machen?

Andrea B. Braidt: Zunächst möchte ich festhalten, dass wir in Österreich in einer sehr glücklichen Situation sind. Kunstuniversitäten und wissenschaftliche Universitäten sind nicht nur in einem Ressort vereinigt, sondern fallen unter dasselbe Gesetz. Das schafft Möglichkeiten, die es in vielen anderen europäischen Ländern nicht gibt. Oft sind Kunstuniversitäten als Fachhochschulen organisiert oder dem Kunst- und Kulturreport zugeordnet, wodurch Kooperationen, wie sie hier von statten gehen, strukturell schwer möglich sind. Hier bedeutet das außerdem, dass Kunstuniversitäten und wissenschaftliche Universitäten dieselbe Art der Finanzierung bekommen und auf dieselbe Art um Geld und Leistungsvereinbarungen verhandeln. Das ist entscheidend. Und in Sachen öffentlicher Sichtbarkeit kann die Universität Wien noch viel von den Kunstuniversitäten lernen. Die sogenannte „Third Mission“ – das Hineinwirken in die Gesellschaft – fällt den Kunstuniversitäten leicht, nehme wir beispielsweise das Neujahrskonzert. Ein Format von der Universität Wien, das weltweit bekannt ist, bei dem alle Professor*innen einer Fakultät mitwirken, welches übertragen wird und Milliarden an Geldern generiert, gibt es nicht. Und weil Sie vorher die internationalen Rankings angespro-

chen haben – dabei wird gerne vergessen, dass die MDW weltweit auf Platz Nummer 1 steht und sogar die Juilliard School geschlagen hat. In diesem Sinn kann man der Universität Wien nur ausrichten, sie solle bitte kooperieren und lernen. Die Öffentlichkeitsgenerierung ist eine wichtige Funktion, die in der Partnerschaft mit der MUK realisiert werden sollte.

Rosa Eidelpes: Frau Rauskala, würden Sie zustimmen, dass solche Kooperationen ein wichtiges Instrument der Öffentlichkeitsarbeit für die Wissenschaft darstellen?

Iris Rauskala: Selbstverständlich. Aber ich glaube, wir müssen trotzdem vorsichtig oder kritisch sein, welche Öffentlichkeit wir adressieren wollen. Wir adressieren mit wissenschaftlicher Forschung und Hochkultur nur einen kleinen Teil der Gesellschaft. Das Neujahrskonzert hat gewiss große Tragweite in verschiedene Schichten der Gesellschaft hinein, aber es ist dennoch ein Elitenprogramm. Wenn man der Gesellschaft etwas von all dem, was sowohl die Wissenschaft als auch die Kunst und Kultur umtreibt, mitgeben möchte, ist es wesentlich, dass das in einer Sprache geschieht, die breite Schichten der Gesellschaft erreicht und nicht nur die Elite.

Rosa Eidelpes: Wie steht es um das innovative Potenzial von interuniversitären und interdisziplinären Kooperationen für die Wissenschaft selbst? Forschungsk Kooperationen wie die unsere wollen nicht nur die Universitäten stärker miteinander vernetzen, sondern arbeiten disziplinen- und fächerübergreifend. Haben solche trans- oder interdisziplinären Kooperationen das Potenzial, die Wissenschaftslandschaft selbst institutionell zu erneuern?

Wolfgang Müller-Funk: Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst sollte man zusammen diskutieren. Ich gehöre eher zu denen, die Kunst und Wissenschaft in einem Spannungsverhältnis verstehen. Das ist keine schlechte Nachricht, aber es führt zu anderen Schlussfolgerungen, was z.B. die Kooperation anlangt. Ich fand den Vortrag von Andrea Braidt sehr interessant und informativ, aber ich habe mich gefragt, ob es nicht ein imperialer Triumph der Wissenschaft über die Kunst ist, wenn man die Kunst zur Forschung macht; auch im Rahmen dieses UG 2002, das verordnet hat, dass Kunstuniversitäten Doktorate schaffen müssen. Ich verstehe, dass man sich als kluge Vizerektorin in dieser neuen Situation einrichtet. Aber wie stark das zum Erfolg führt und ob es gelingt, Orte zu schaffen, an denen dieses Spannungsverhältnis austragbar ist, bleibt für mich dahingestellt. Ich war Forschungs Koordinator an der größten Fakultät der Universität Wien: Alle haben Trans- und Interdisziplinarität gelobt, aber wenn es hart auf hart gekommen ist, ist nicht sehr viel davon übriggeblieben. Ich bin hier der Meinung von Bernhard Lang, dass die Universitätsreformen 2002 die Räume und Möglichkeiten verengt haben, auch für Forschungsprojekte. Was wir eigentlich bräuchten, wäre eine Diskussion, die sich mit anderen Organisationsformen auseinandersetzt. In den 1970er, 1980er Jahren stand das zur Diskussion. Wir finden immer noch die Bauhaus-Universität oder das historische Bauhaus aus den 1920er-Jahren. Das kann man nicht 1:1 wiederholen, aber den Versuch, einen solchen Ort zu schaffen, schon. Meine Frage wäre also: Wie kann man die-

se Orte unter den gegebenen Bedingungen erschaffen?

Zu dem Verhältnis von Wissenschaft und Kunst würde ich generell festhalten, dass die Republik Österreich Kunst sicher in einem größeren Maßstab als Wissenschaft fördert. Die Schweiz gibt beispielsweise viel mehr Geld für Wissenschaft aus. Das heißt, die Gewichtungen sind anders. Das heißt auch, dass wir die Kunst nicht in erster Linie schätzen, weil sie eine neue Art von Forschung ins Leben bringt oder einen Forschungsbeitrag leistet. Die Leute, die sich das Neujahrskonzert anschauen, bewerten es nicht als wichtigen Forschungsbeitrag der Wiener Philharmoniker. Die Kunst hat Wissen und Reflexion, sie ist Theorie, aber ihr Wissen unterscheidet sich von dem, das Forschung generiert. Ich denke, dass sie implizites Wissen enthält, das heißt, Wissen, das in der Forschung von Fachleuten explizit gemacht wird. Damit ist ein asymmetrisches Verhältnis vorgegeben. Man müsste die Frage nach dem richtigen Ort dieses Dialogs von Kunst und Wissenschaft auch so stellen, dass die Kunst dabei nicht unter die Räder gerät. Denn an einem ganz entscheidenden Punkt ist die Wissenschaft mit ihrer Explizität und der Wertschätzung, die wir für die Wissenschaft haben, der Kunst überlegen.

Rosemarie Brucher: Ich finde es unrealistisch, wenn man über Kunst grundsätzlich sagt, sie brauche die Wissenschaft oder jemanden von außen, um sie zu deuten.

Wolfgang Müller-Funk: Es kann auch der Künstler selbst sein.

Rosemarie Brucher: Meiner Meinung nach braucht sie keine Deutungsherrschaft von außen. Und um Ihre Theorie der Wert-



https://www.mdw.ac.at/ar_center/de/projects-and-publications_de/ (15.7.2021)

schätzung aufzugreifen, dass Kunst nicht für ihren Forschungsbeitrag geschätzt würde: Was ist schon ein Forschungsbeitrag? Ist das ein Beitrag an Wissen, oder ist das beispielsweise die Möglichkeit, verändernd in die Gesellschaft einzugreifen?

Andrea B. Braidt: Ich denke, wir müssen aufhören, über „die Wissenschaft“ und „die Kunst“ zu sprechen, als ob es sie gäbe. Es gibt „die Wissenschaft“ nicht. Hartgesottene Naturwissenschaftler*innen der Universität Wien würden sagen, dass alles, was wir an der philologisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät machen, mit Wissenschaft null zu tun hat. Maximal wird es vielleicht als „ein bisschen verhinderte Kunst“

angesehen. Ich glaube, dass wir uns mit dem Gegensatzpaar Wissenschaft – Kunst in einem völlig unproduktiven Begriffssystem bewegen. Natürlich haben die zwei Systeme, Wissenschaft und Kunst, so gut wie nichts miteinander zu tun. Es gibt die Institutionen der Wissenschaft, die eigene Verfahren der Dissemination und Wissensgenerierung sowie eigene Institutionen haben, die sich von Kunstuniversitäten unterscheiden. Aber natürlich sind Kunstuniversitäten Institutionen der Wissenschaft und nicht der Kunst, weil sie im Universitätsgesetz als Universitäten normiert werden. Als solche sind sie Orte, wo Forschung und Wissenschaft passieren, die im Rah-

men der Kunstuniversität als „Entwicklung und Erschließung der Künste“ benannt sind. Trotzdem geht es bei den Kunstuniversitäten um eine forschungsgeleitete Lehre und um das Schaffen von Innovation, Originalität und Novelty in der künstlerischen Auseinandersetzung. Ich sage das deswegen, weil, sobald man „Kunst“ sagt, gewisse Bilder kursieren, wie beispielsweise der Maler Jonathan Meese, der ein traditioneller Öl-auf-Leinwand-Maler ist. Ich schätze Jonathan Meese, aber er ist nicht der prototypische Künstler des 21. Jahrhunderts. Mit künstlerischer Forschung erklärt man Kunst nicht zur Wissenschaft oder betreibt Kunst als Wissenschaft. Man versucht, Forschungsfragen mit künstlerischen Mitteln zu beantworten: Fragen, die vielleicht mit wissenschaftlichen Mitteln in der Form gar nicht beantwortbar wären, oder Fragen, die Wissensbestände abrufen. Friedemann Derschmidt macht etwa seit vielen Jahren künstlerische Forschung und beschäftigt sich dabei mit dem Holocaust. Er selbst kommt aus einer Nazi-Familie und bearbeitet das mit Bildmaterial, in dem er gemeinsam mit Holocaust-Überlebenden einen Dialog führt. Er nähert sich künstlerisch-forschend einem Thema, das wissenschaftlich bereits sehr beackert ist – also auf einer ganz anderen Ebene. Es geht demnach nicht darum, Kunst als Wissenschaft zu betreiben, und auch nicht andersrum. Es gibt genug Wissenschaft, die sich als Kunst ausgibt. Derridas Werke sind etwa in vielen Augen, auch in meinen, Literatur und nicht Wissenschaft im Sinne einer wissenschaftlich-argumentativen Arbeit.

Rosa Eidelpes: Ich würde gerne die Frage nach Forschungspraxis und neuen Impul-

sen, die in interuniversitären Kooperationen entstehen können, stellen. Können solche Verbindungen innovativ für die traditionelle akademische Forschung sein? Gibt es dadurch eine Chance, traditionelle Praktiken der Wissensgenerierung aufzubrechen? Kommen aus der Kunst Impulse für die Wissenschaft?

Wolfgang Müller-Funk: Wir liegen nicht so weit auseinander. Ich muss aber betonen, dass die Kunstuniversitäten Wissenschaftler brauchen. Die traditionellen Universitäten brauchen keine Kunst, es sei denn als Gegenstand, über den man reden kann. Das ist ein Problem. Ich glaube sehr wohl, dass die Wissenschaft von der Kunst lernen könnte. Für die Einschätzung nach den Orten ist es aber wichtig, sich zu überlegen, ob sie zusammenpassen oder ob genau das Spannungsverhältnis, dass sie nicht ident sind, das Interessante ist. Das Spannende in Zusammenhang mit Kunst, hier darf ich wieder Bernhard Lang replizieren, ist der Begriff „Experiment“, der mit der Naturwissenschaft zu tun hat. Ich denke beispielsweise an Max Bense. Kunst hat nicht nur zu den benachbarten Humanities Kontakte. Wir könnten als Literaturwissenschaftler anders über Literatur sprechen. Wir könnten z.B. mit ihr sprechen. Gäbe es eine Universität für Literatur und Theater, sähen Literaturwissenschaft und der literaturwissenschaftliche Betrieb anders aus. Ich denke, und das wünsche ich, weswegen ich es auch unterstütze, dass diese Verbindung erfolgreich ist. Ich weise nur darauf hin, dass so ein Vorhaben hürdenreich ist. Das gilt schon für die transdisziplinäre Forschung innerhalb der Wissenschaftsdisziplinen. Von den Kunstuniversitäten aus

die:angewandte
Universität für angewandte Kunst Wien
University of Applied Arts Vienna

Newsletter | Contact | Deutsch

Suche

ANGA Angewandte Resident Artist Programme

NEWS STUDIES UNIVERSITY INTERNATIONAL INSTITUTES ART AND RESEARCH SERVICE PRESS

Angewandte » Art and Research » Projects Focus Research » Focus Artistic Research

ART AND RESEARCH
Projects Focus Research

Focus Artistic Research

Focus Scientific Research

Focus Related Research

Activities Support
Applied Practice
Theses Database

Courses Online (Base)

Focus Artistic Research

Source FWF General Source

A Research of Doing

01. April 2021
Project lead: Assoc. Prof. Dr. Basak Senova and Dr. Johan Thom
Department of Art and Communication Practices
Duration: 01.05.2021 - 30.04.2023
OeAD Africa-UniNet and BMBWF: P017_South Africa/ A Research of Doing/ University of Applied Arts Vienna, University of Pretoria

DESIGN & INNOVATION

29. May 2019
Project lead: Ruth Mateus-Berr
Institute of Arts and Society/ Social Design
Duration: 01.07.2018 - 30.06.2020
White Papers Database: <https://www.scd.sk/?wpd>

Interreg I
Slovakia-Austria
European Regional Development Fund

https://www.dieangewandte.at/jart/prj3/angewandte-2016/main.jart?rel=en&reserve-mode=active&content-id=1456265464955&projekt_kategorie_id=1461046071737 (15.7.2021)

gibt es tatsächlich eine Chance, wenn sie Leute von den Universitäten suchen, die mit ihnen zusammenarbeiten. Die Nischen und Freiheitsräume an den Kunstuniversitäten sind – aus meiner Erfahrung durch das Unterrichten an der Musikuniversität – sehr viel größer. Wenn man Studierenden, die oftmals gar nicht theorieaffin sind, deutlich macht, dass Theorie etwas Spannendes ist, und man das langfristig aufbaut, kann ich mir vorstellen, dass eine Kunstuniversität diesen Freiraum entfaltet.

Iris Rauskala: Weil vorhin das Stichwort „Bauhaus“ gefallen ist, möchte ich ein Beispiel aus Finnland bringen, das zeigt,

dass man sich manchmal leichter tut, wenn man über die eigenen Grenzen hinausschaut. Es gibt in Finnland eine neuere Universität, die Aalto-Universität, bei der sich, interessanterweise freiwillig, drei Universitäten zusammengetan haben, weil sie erkannt haben, dass sie gemeinsam mehr erreichen können als einzeln. In der österreichischen Analogie wären das ungefähr die Technische Universität Wien mit der Wirtschaftsuniversität und einer der Kunstuniversitäten der Stadt. Das geht, wenn man möchte. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass das Universitätsgesetz Fusionen freiwilliger Natur zulassen

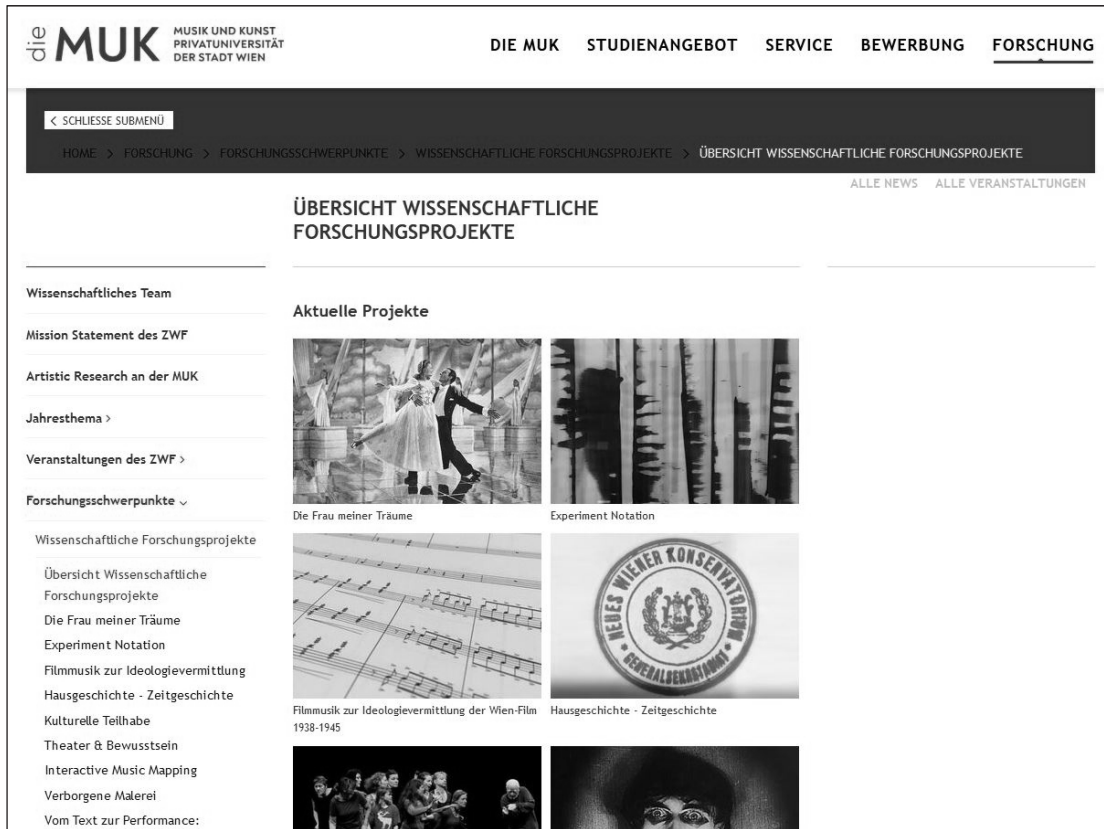
würde. In Finnland wurde eruiert, wo die Stärken der jeweiligen Universitäten liegen und was sie daran hindert, gemeinsam noch besser kooperieren zu können, wo es organisatorische Grenzen gibt und wie man sie überwinden kann. Was für einen Mehrwert hat eine solche Fusion? Man hat unter Umständen Problemlösungsansätze, auch in der Ausbildung der Studierenden, in der Theorievermittlung, in der interdisziplinären Zusammenschau von Problemen, die die moderne Welt hat und auf die sie disziplinär keine Antworten findet. Ein Mehrwert, den Wissenschaft mit Kunst jederzeit stiften kann, ist, wenn man sich auf die entsprechenden Fragestellungen einigen kann. Und Fragestellungen, die man bearbeiten könnte, gibt es in dieser Welt und in dieser Zeit genug. Wir sind überflutet mit Faktenwissen und wissen nicht mehr, wie wir es einordnen, wenn wir nicht Spezialisten sind. Wir tun uns vielfach leichter, wenn wir die kreative Gehirnhälfte dazunehmen und uns das Ganze bildlich und in Metaphern oder in Visionen, in Utopien für die Zukunft vorstellen können. Daran fehlt es uns heutzutage. Wir haben Fakten en masse, aber kaum vernünftige Zukunftsperspektiven oder Aussichten, wie das Ganze in ein positives Bild gedreht werden könnte. Genau in diesem riesigen Schnittbereich liegt aus meiner Sicht unglaublich viel Potenzial für eine entsprechend bessere Zusammenarbeit oder Interaktion zwischen Wissenschaft und Kunst.

Wolfgang Müller-Funk: Gibt es an der Aalto-Universität gemeinsame Ausbildungen? Können zum Beispiel Wirtschaft und Kunst zusammen studiert werden?

Iris Rauskala: Die Universität hat das Ziel, Studierende so auszubilden, dass sie den heutigen Anforderungen gerecht werden können. Sie gehen in ihren jeweiligen Disziplinen mit einem interdisziplinären, problemlösungsorientierten Verständnis an die Dinge heran.

Rosa Eidelpes: Frau Brucher, Sie sind als Wissenschaftlerin an eine Kunstuniversität gekommen und nun damit beschäftigt, einen Studiengang zu künstlerischer Forschung und Artistic Research aufzubauen. Gibt es Impulse der Kunst, vielleicht auch methodischer Natur, die Sie in die Wissenschaft aufnehmen?

Rosemarie Brucher: Ich kann dem, was Frau Rauskala gesagt hat, nur zustimmen. Bei uns entsteht etwa ein Projekt einer Philosophin und einer Physikerin, in dem gemeinsam mit dem Studiengang Tanz eine Position zum Thema Klimaforschung erarbeitet wird. Es gibt ein Faktenwissen über Klimaveränderung, das aber nicht unbedingt zu Bewusstseins- oder Verhaltensveränderungen führt. Wir bearbeiten die Frage, ob es möglich ist, durch künstlerische Forschung und Mittel hier ein anderes Wissen bzw. Bewusstsein zu generieren. Außerdem möchte ich etwas zur „Third Mission“ sagen. Andrea Braidt meinte, dass wir von den Kunstuniversitäten lernen können, und Frau Rauskala hat eingewandt, dass auch diese immer sehr auf Hochkultur ausgerichtet sind. Einerseits stimmt das. Andererseits arbeiten Kunstuniversitäten häufig im Bereich Kunstvermittlung und Kunstpädagogik. Gerade hier versuchen wir, Bevölkerungsschichten zu erreichen, die vielleicht bildungsfern, ausgegrenzt oder diskriminiert



<https://muk.ac.at/forschungsschwerpunkte/kuenstlerische-forschungsprojekte/uebersicht.html> (15.7.2021)

sind. Zur Langen Nacht der Forschung kommt meist Publikum, das sich der Universität ohnehin verbunden fühlt. Die Kunstuniversität hat hingegen die Möglichkeit, mit ihrer Forschung in die Stadt hinauszugehen. Aber zurück zur Frage, wie sich die wissenschaftliche Forschung durch die Kunst bereichern lassen könnte. Ich bin eine große Anhängerin des Poststrukturalismus und sehe Derrida in erster Linie als Philosophen. Er irritiert ähnlich wie künstlerische Forschung scheinbare Gegebenheiten, Definitionen, Klassifikationen, Normen und Etymologien durch-

kreuzt und irritieren kann. Ich denke, Wissenschaft und Forschung können am meisten von künstlerischen Impulsen profitieren, wenn sie diese Irritationsmomente stärker annehmen und die Vorstellung von eindeutigem Wissen oder eindeutigen Fakten hinterfragen.

Andrea B. Braidt: Das denke ich auch, ich gebe nur zu bedenken: Künstler*innen bekommen oft als Expert*innen der Ästhetik einen Vermittlungsauftrag von der Wissenschaft zugewiesen. Ich fürchte, dass das in Kooperationen zwischen wissenschaftlich Forschenden und Kunstschaft-

fenden oft als Ziel anvisiert wird im Sinne davon, dass die Kunschtschaffenden etwas aufbereiten sollen. Das ist naheliegend, weil es die Kunst durch die ästhetische Verdichtung schafft, komplexe Zusammenhänge auf einen Schlag verstehbar zu machen. Die Wissenschaft betreibt quasi gegenteilige Praxis. Einerseits ist das toll, andererseits muss man darauf achten, dass die Entwicklung in den Künsten und einer künstlerischen Expertise an den Kunstuniversitäten auch für sich und ohne Sinn und Zweck wesentlich ist. Das ist das Wesen der „Entwicklung und Erschließung der Künste“. Die Kunst und wie sich die Ästhetik in ihrer Selbstreferenzialität – und das ist das Wesen eines künstlerischen Ausdrucks – entwickelt, ist das Entscheidende. Vielleicht liegt darin die größte Gemeinsamkeit mit der Wissenschaft, weil auch die wissenschaftliche, disziplinäre Forschung immer in der Selbstreferenzialität und unter Bezugnahme auf die Vorarbeiten reagiert. Zu dem Merging-Wahn der Skandinavier könnte man viel Negatives sagen, aber es gibt auch positive Beispiele. Ich war vor drei Jahren wieder im Bauhaus-Museum und habe mir gedacht: So ähnlich funktionieren unsere Kunstunis! Nicht die Kunstunis wie vor 30 Jahren mit ihren Meisterklassen und autoritären Malerfürsten, sondern die Kunstunis mit ihren Multiple Skills, der breiten Aufstellung, wo Bezüge zu einem Wissenstransfer aus der Kunst in die gesellschaftliche Verwertbarkeit hergestellt werden. Das schließt konzeptuell direkt an die Bauhaus-Idee an und ist etwas, was sich wissenschaftliche Universitäten mehr zu Herzen nehmen könnten.

Rosa Eidelpes: Zum Abschluss würde ich gerne an ihre Imaginationskräfte appellieren: Welche Chancen gibt es für unser Modell? In welche Richtung sollte es gehen? Wie kann unser Interuniversitärer Forschungsverbund Elfriede Jelinek die Verbindung aus Wissenschaft und Kunst am besten nutzen?

Rosemarie Brucher: Ich halte es für ratsam, sich nicht zu selbstverständlich darauf zu verlassen, dass es nur aufgrund der Tatsache, dass Künstler*innen und Wissenschaftler*innen zusammenarbeiten, zu Synergien kommt. Es ist auch wichtig, sich Expertise aus den Artistic Research Studies zu holen. Kooperationen zwischen Kunst und Wissenschaft sind nicht automatisch künstlerische Forschung. Und es ist wichtig, sich über den Forschungsbegriff, die Standards und die Ziele einig zu sein.

Wolfgang Müller-Funk: Erstens muss es ein Ort sein, der Dialog gestaltet. Dialog ist kein passives Medium – Dialog setzt die Bereitschaft voraus, sich selbst zu ändern. Das heißt, man muss Strukturen schaffen, die diese Offenheit haben. Zweitens finde ich es wichtig, Fragestellungen und Themen zu bearbeiten, die beide Seiten interessieren. Die Klimaforschung ist ein gutes Beispiel, weil es ein dringliches Thema ist. Drittens ist die Gleichberechtigung wichtig. Es müssen beide Universitäten ein ähnliches Self-Empowerment haben. Dann, denke ich, hat das eine Chance.

Andrea B. Braidt: Ein kluger Mensch – ich glaube, es war Langzeitrektor Gerald Bast von der Angewandten – hat über Kunst und Politik gesagt, dass sie zwei getrennte Dinge sind, die dadurch verbunden sind,

dass Kunst Menschen verändern kann, und Menschen wiederum hinausgehen und Politik machen. Insofern hat Kunst mit Politik zu tun. Ich finde, das kann man auf Kunst und Wissenschaft umlegen. Es sind getrennte Bereiche, aber dadurch, dass Menschen durch Kunst Veränderung erfahren und dann Forschung betreiben, gibt es eine Verbindung. Ich glaube, für

den Interuniversitären Forschungsverbund Elfriede Jelinek ist das einfach, weil es Elfriede Jelinek gibt. Mit dem Werk dieser überragenden Künstlerin kann man nicht nur Wissenschaft und Kunst zusammenbringen, sondern es ist kaum etwas vorstellbar, was man dadurch nicht zusammenbringen könnte.